

„Ich bin im Besitz der einzigartigen Erfahrung, dass die Lebenszeit „umso kostbarer wird, je bewusster ich ihrer Endlichkeit bin. Und hier empfinde ich mich selber als privilegiert im Vergleich mit gesunden Menschen: Die Krankheit nimmt mir die Möglichkeit so viele Dinge zu verdrängen, vor allem anderen den eigenen Tod, und somit gibt sie mir die Chance, mein Leben schon jetzt in die Hand zu nehmen und zu leben, wirklich zu leben.“

Bericht zur Film Premiere vom 18. Oktober 09

Ich betrachte die Einladung zur Premiere des Dokumentarfilmes über die Erbkrankheit Cystische Fibrose. Ein leuchtend-gelbes Rapsfeld, ein pflügender Bauer, eine junge Frau mit erwartungsvoll ausgebreiteten Armen, ein kleines rennendes Mädchen in fröhlich-pinkfarbenem Rock – all das betrachte ich. Darüber das Motto „Solange wir leben, sind wir unsterblich“. Auf diesen Film bin ich gespannt.

Wir sehen die kleine Isabeau, 5 Jahre. Sie bereitet ihre Medikamente selber vor; sie meint „Es geit dr Lunge e chli ga hälfe“. Edith, Studentin für Medienwissenschaften an der Uni Bern, muss mehrmals ins Spital für die Therapien und daher ihr Studium etwas einschränken, um sich zu erholen. „I ha d’s Läbe glich gärn, o so!“ sagt sie. Wir sehen sie als hübsch gekleidete, selbstbewusste junge Frau auf der Theaterbühne in Schlosswil.

Tobias, 18 Jahre hat eine Lungentransplantation hinter sich. Er spürt viel Stärke in sich, die unangenehmen Begleitscheinungen durchzustehen und freut sich auf Unternehmungen, die ihm bisher verwehrt geblieben sind. Beispielsweise aufs Velofahren – und wir sehen ihn bei der ersten Tennisstunde. Das genießt Tobias offensichtlich, ist er doch als Schulkind bei Sportanlässen immer wieder aussen vorgelassen und so diskriminiert worden. Urs, 46 Jahre, vor sieben Jahren transplantiert, erzählt, wie wichtig für ihn die umsichtige Vorbereitung auf die Operation gewesen ist. Er freut sich darüber, dass er wieder frei durchatmen kann und eine neue Lebensqualität gewonnen hat. Aus dem Gespräch zwischen Isabeau und ihrer Mutter: Ueber ihre CF erhält die Kleine von der Mutter genau die Antworten, die sie braucht, um weiter zu fragen und im Umgang mit der Behinderung viel Eigenständigkeit zu entwickeln. Ruth, 52 Jahre, hat ihre CF-Diagnose erst im jungen Erwachsenenalter erfahren. Mit zwei Kindern hat sie „ganz normale Geburten“ erlebt. „Lieber jetzt einfach leben, jeden Tag“, sagt sie. Den Bauer Daniel, 42 Jahre – still und tapfer -, begleiten wir im Spitallabor, beim Gespräch mit seiner Mutter und bei der anstrengenden Landarbeit. Und er hat CF-Freundinnen und Freunde zum Zusammensein am nächtlichen Lagerfeuer und zu fröhlicher Geigenmusik eingeladen. „Die Geben mir richtig Kraft“, sagt er. Daniel ist an Ostern 2009 gestorben.

Dieser Dokumentarfilm, entstanden während fast vier Jahren Dreh- und Regiearbeit, zeigt eindrücklich, dass das Leben mit Cystischer Fibrose mit allen Höhen und Tiefen lebenswert ist. Es ist ein persönlich gestalteter Film, keine medizinische Informationsproduktion. Diese Menschen „als Ganzes sehen“ und sie nicht auf ihre CF reduzieren - so wünscht es sich die Studentin Edith eindringlich von ihrem Umfeld.

Urs Kriech widmet den Film seiner Frau Heidi Karlen. Heidi, ebenfalls von CF betroffen, starb im Dezember 2007. Sie verstand ihre CF nicht nur als einen Defekt, sondern auch als Möglichkeit zu einem bewussteren Leben. Dies kommt in einer Reportage von Christoph Keller, publiziert in der Wochenzeitung/WOZ von Januar 1995, zum Ausdruck: Ein langes persönliches Gespräch mit Heidi Karlen.

Zum Schluss möchte ich aus diesem Gespräch einen Abschnitt zitieren, der sich in mein Filmerlebnis wunderbar einfügt: In einem Artikel unter dem Titel „Kaina und Abeline“ hat sich Heidi Karlen mit ihrer Beziehung zu gesunden Menschen, vor allem zu ihrer gesunden Schwester, auseinandersetzt. „Es geschieht immer wieder, dass mir jemand - Mann oder Frau – zu verstehen gibt, die Plätze im Theater des Lebens seien fest verteilt: Ich sitze auf dem Platz „leidend“, und weder kann ich diesen Platz verlassen noch kann ihn jemand in Anspruch nehmen, der normalerweise in der Abteilung „gesund und munter“ sitzt. Mehr und mehr komme ich zur Erkenntnis, dass dies weder mir noch den anderen gut tut“, denn es brauche eine Verständigung zwischen den beiden Seiten. Sie sei im Besitz dieser einzigartigen Erfahrung, dass die Lebenszeit „umso kostbarer wird, je bewusster ich ihrer Endlichkeit bin. Und hier empfinde ich mich selber als privilegiert im Vergleich mit gesunden Menschen: Die Krankheit nimmt mir die Möglichkeit so viele Dinge zu verdrängen, vor allem anderen den eigenen Tod, und somit gibt sie mir die Chance, mein Leben schon jetzt in die Hand zu nehmen und zu leben, wirklich zu leben.“

Marianne Hostettler, Lektorin Zeitschrift „Spucknapf“
Bern-Bethlehem, Dezember 09